

"Sommerschnee"

Autor(en): **Roner, Anna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [15]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Sommerichnee“.

Nachdruck verboten.

Aus den Aufzeichnungen eines Eingeregneten. Von Anna Komer, Zürich.

3. August.

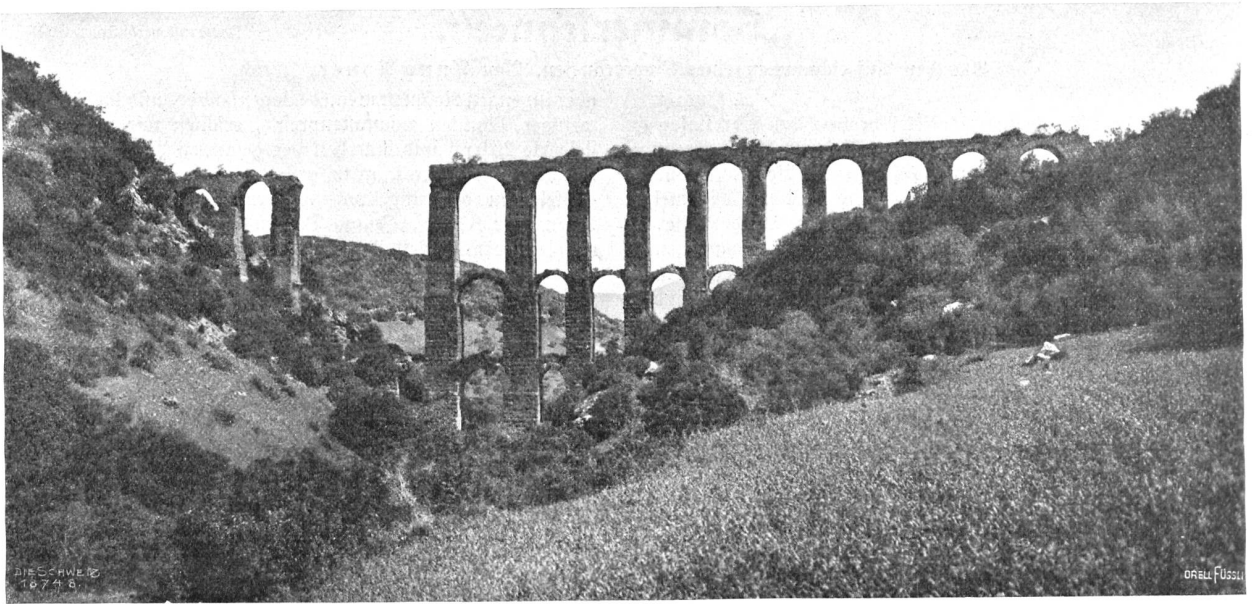
Stünde nicht meine Staffelei droben am Surettasee in einem Ziegenfall und hielte mich nicht jenes blaue Seeauge fest in seinem Bann, trotzdem mich seit gestern Regen und durchnäßte Alpweiden von ihm trennen — noch heut packte ich meine Pinself zusammen und zöge zu Dir hinab ins Land Italia. . . Du meine gute, mütterliche Freundin hast mich erwartet, und — ich bin nicht gekommen. Das Schwanken am Zünglein meiner Schicksalswage wollte sich mit Deinen klaren, fragenden Augen nicht vertragen. Nun es aber wieder stillsteht, möchte ich Dir, der Vielverstehenden, manches erzählen! Zum Weichten ist gerade jetzt das rechte Wetter. Der Regen und der Rhein rauschen vor meinem Fenster. Was aber will der junge Rhein, der die Schreden der Rossfalschlucht und der Viamala noch nicht durchgekämpft hat, bedeuten gegen diesen Regen, der von allen Dächern gurgelt, der die Straßen übergießt und die nackten Felsen mit flatternden Wasserbändern bekleidet, gegen diesen Regen, der den Rhein mit tausend neugeborenen Bächen füttert, sodas er wiederum, gierig gemacht auf derbere Brocken, an seinen Uferländern hinaufleckt! Schon strecken sich Zungen von Neuschnee an den höheren Wänden hin. Nebelschiffe gleiten an den Hängen und stocken zwischen den Tannwipfeln. Meine Hoffnung auf Sonne ist durchweicht und hängt lahm herab wie der Papiersegen am Postgebäude, auf dem zu lesen steht, das die Niederschläge langsam weichen. . . Noch vor wenig Wochen spann mich solch ein Nieselwetter in Träume ein von einem Leben zu Zweien, von einem lichtfarbenen Heim, das ich ins Gewinkel meines alten Familienhauses bauen wollte, und jetzt. . . In Stuttgart hatte ich sie kennen gelernt. Ein Gelehrtenkind, dunkel, schlank, ein bißchen viel in Gesellschaft, ein bißchen viel auf der Königstraße, in der Operette, im Militärkonzert, doch überall so, als sei das alles nur da als Hintergrund für ihre Schönheit. Denn wo sie erschien, paßte sie hin; von den Bändern, Federn, Blumen ihrer Hüte, bis zum Rodsaum hinunter, immer stand sie da wie ein Bild in seinem Rahmen. . .

Der Glühfaden an meiner Stubendecke krümmt sich wie ein roter, sterbender Wurm. Ich muß sehen, das ich eine Kerze bekomme. Das Elektrizitätswerk liegt in einer romantischen Gabelschlucht, aus deren Zwillingssarmen Bruderbäche heftig hervorbrechen und dem Menschenwerk ihre regengeschwellte Kraft darbringen. Aber für das „Alte Haus“ und mein verstecktes Zimmerchen, zu dem kaum das Stubenmädchen den Weg zum Aufräumen findet, reicht die Kraft nicht aus, und die Beleuchtung siecht elend an Stromschwäche dahin. Ich sehe Deine Ungeduld und hab mir darum ein Licht geholt. Es steckt im Hals einer leeren Veltlinerflasche. Das Hotel ist überfüllt, es fehlt am nötigsten. Du weißt nun, warum ich Deinem freundlichen Ruf, Du Gute, aus dem mißratenen Sommer in Deinen warmen Sünden nicht folgen konnte. Mein dunkeläugiges Schicksal zog mich in die Berge nach. In St. Moritz wollte sich mein Herz von diesen geschickten Fingerringen vollends abhaspeln lassen, es wollte sich drein fügen, fahl zu werden wie eine Spule, die man seinem Kästchen zum Spielen gibt. . . Und trotzdem es ganz gut wußte, das es zum Spielzeug für müßige Pfötchen geworden war, dachte es daran, aus der abgespulnen Seide ein festes, ewiges Band zu weben. . . Es kam anders. Du weißt es, Glück und Unheil meiner Lebensstade wohnen in meinem Auge, auch wenn ich nicht male. Höre: Ich war wirklich dort. Im Postwagen saß ich, hinter dem Kutschersitz, ziemlich verborgen. Im „Dorf“ war's. Man lud ein und aus, und ich hatte Muße, zu beobachten, was sich vom „Bad“ herauf in der engen Dorfgasse drängte. Ich schlenkere lieber über die harten Schollen meiner Aeder, wenn ich sie auch nicht selbst bebauen mag, als über das Pflaster der Städte, gerade weil ich auf meinen Studienreifen soviel des großstädtischen Treibens habe sehen müssen. Was sich

aber im engen Rahmen meines Wagenfensters und im Zeitraum weniger Minuten zusammenpreßte, erschien mir wie die gesteigerte Afferei und Narrheit der gesamten Modewelt. Himmelblau, zinnoberrot, grün, gelb — Kopfbedeckungen, Jacken, Schleier in den ungebrochenen, rohen Farben eines Malkastens für Kinder. Junge Damen in Ueberzügen von vollendeter Formlosigkeit, die mich an die schwefelgelben Fensterleder meiner guten Mutter erinnerten. Und dies Getümmel von Otereiern auf dem Hintergrund der großen, stillen, feierlichen Berge! Und mitten im Gewimmel dieser Beine, Köpfe, Leiber, deren Farben mit aller Macht zu schreien schienen: „Hier, hier! Seht hierher!“ — mitten drin sie! Auch sie aus Leibeskraften mitschreiend in der farbentollen Disharmonie. Das heißt, erst sah ich nur ein wandelndes Gemengel von lila und giftgrün, von einem pfirsichrötlichen Schleiergewöl umflattert, dann erkannte ich die Augen und erschraf. Ich wollte aufspringen und blieb doch sitzen, ich wollte rufen und tat doch den Mund nicht auf. So schlenderte sie langsam vorüber, ohne mich zu sehen, und ich beobachtete die spitzen Absahstelzen auf dem buckligen Dorfpflaster und die dünnen Seidenstrümpfe, welche die Haut kaum bräunlich färbten. . . Vor einem Schaufenster blieb sie gelangweilt stehen, blickte gedankenlos über die Blumen in der Auslage hin, wippte ein wenig auf den Stöckelschuhen und gefiel sich, unauffällig und doch bemerkbar, in ihrem Spiegelbild. Auf der Glascheibe war, gerade über dem rötlich umflorten Haupte, in Goldbuchstaben zu lesen: Fleurs artificielles. Da durchfuhr es mich, ja, eine Kunstblume ohne Duft, das ist dies Mädchen. Nicht Mensch, nicht Seele, sondern Garderobe das ganze Wesen. Der Sinn fürs Außere, der mich so sehr an ihr bestrickt hatte, das ich ihn fast mit so etwas wie Kunstempfinden verwechselte, zeigte sich mir in seiner ganzen Hohlheit. Wie sie so, von der Sonne grell beleuchtet, in einem Aufzug vor mir stand, über den sie selbst in ihrem heimlichen Stuttgart würde das Näschen gerümpft haben, kam's mir vor, als sei das Geldtäschchen aus rotem Leder, das sie spielerisch in den Fingern drehte und wendete, mein schön gegebtes und mit Gold gepreßtes Herz. Ein Portemonnaie für Gefühle. Ich glaube wirklich, so etwas ist es in der Tat für sie gewesen. . . Ich bin bitterer als nötig: schließlich war ich's ja selber, der sein warmes Empfinden in Kleingeld ausgewechselt hatte, um es bei ihr in Kurs zu bringen.

Die Pferde zogen an, und ich ließ mich ziehen, immer weiter, die Seen hinauf, bis nach Maloja. Ich vergaß sogar, das ich mir Briefe nach St. Moritz bestellt hatte, und so ist's gekommen, das mich Deine lieben besorgten Zeilen erst verspätet erreichten. Am Cavlociosee nißte ich mich in einer elenden Alphütte ein und fühlte bald in der kühlen scharfen Luft die Last der verfloßenen Monate mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Sehnen und Sorgen immer leichter werden, bis sie sich von meiner Schulter hob und im Himmel zerrann, wie die Wetterwolken drüben am Biz Longhin. Und eines Tages zog ich singend ins Bergell hinunter und lachte, wenn ich mir die kupferschillernden Stelzschühchen auf dem Pflaster der alten Römerstraße neben meinen breiten Sohlen dachte. . .

Als dann die Kronen der Edelkastanien sich zu wölben begannen und die Talbreite mit ihrem warmen Goldgrün erfüllten, schwand mir vollends der Spuk von gestern und ehegestern ins Weit- und Längstvergangene. Du kennst meine Vorliebe für Seitenpfade, und so fand ich mich plötzlich wegab in einer einsamen Häusergruppe. In einer Gartenmauer stand ein Torflügel offen und ließ mich die steifen, geradlinigen Gartenbeete verfloßener Jahrhunderte sehen. Im düsteren Barockbogen des Hausportals verrieten zwei Strandskörbe, mehr reizvoll als störend, das Leben der Gegenwart. Ich trat in den Garten, kein Mensch war zu finden. Lustig buschten sich grellrote Geranien den Riesweg entlang, und würdige Hortensien,



Aus der Umgebung des afrikanischen Zürich. Der große römische Aquädukt.

die mir in ihren dickbauchigen Kübeln von jeher ein wenig wie breitspurige Türhüter vorgekommen sind, bewachten die Stufen, neben einer uralten verwitterten Steintafel. In einem hoch und festlich überwölbten Gemach linkerhand tickte eine mächtige Standuhr hart und knöchern die Zeit. Sie allein schien zu leben in diesem alten Palazzo, den einst der Hauch des Schreckens gestreift hat, als der Berg kam und die üppige Nachbarstadt unter sich zermalmt. ... Jahrhunderte gingen seitdem drüber hin, und doch war mir's, als hinge auch jetzt noch der Berg wie eine Wetterwolke über Bertemate.

Einsam und ungehindert schritt ich von Zimmer zu Zimmer, die von der Pracht der Vergangenheit zeugen. Und seltsam, auf den starren Brokatdecken der Prunkbetten, der Stuhlklissen, auf den mosaikverzierten Tischen lag da und dort ein Damenhandschuh, ein duftender Schleier, anmutige Zeichen eines warmen Lebens in diesen Räumen, die so vollgestopft sind mit Ver-

gangenheit, daß einem das Atmen drin vergehen will. Unsichtbar ist ein Gedräng um uns her, das uns den Platz nimmt. Da stand ein feierliches Paradebett mit gewundenen Säulen, und auf der goldbetretenen Decke lag von weißem Tüll ein Mädchenhut mit Rosenknospchen. Ich sah das Bett und dachte an einen toten Feldherrn mit Schwert und Lorbeer und vielen Orden, ich sah den Hut und mußte an Augen denken wie Kirschchen, Lippen wie frische Walderdbeeren. ... An ein Gesichtchen mußte ich denken, das ich noch nie gesehen habe und das mir doch schon einmal begegnete. ... Und ich wundere mich, ob diese jungen Augen denn gar nichts von der aufgebahrten Eccellenza sehen, wenn die Kerze flackert und die Nacht vor den Fenstern steht? Mir wenigstens wär's Atmen schwer unter diesem Atlas. ... Ein langer, rollender Donner ließ das Haus erbeben, und die Schatten vertieften sich. Doch immer noch leuchtete das frühliche Sutrud auf dem modrigen Brokat. (Schluß folgt).

Ein afrikanisches Zürich.

Nachdruck verboten.

Mit vier Abbildungen.

Ein antiker Tonscherben kostete dem Vorderrad meines Belos die Luft. Das war der Grund, weshalb ich auf der Suche nach irgend einem hilfreichen Wesen von der geraden Straße abkam und, nachdem ich in einem arabischen Quar endlich Wasser aufgetrieben hatte, mittelst dessen sich die Schlauchverletzung erkennen ließ, in beschleunigter Fahrt auf einen Weg geriet, an dessen Seite plötzlich ein moderner Wegweiser auftauchte. In dem Land der Kontraste war das weiter nicht verwunderlich. Verblüffend aber wirkte die Aufschrift: „Nach Zürich, 4 Kilometer“. Glühend sank die Höhen des Tell herab der Schirokko, der Wüstenbrodem, den die hinter dem Gebirge sich ins Uferlose deh nende Sahara ausatmete; am Herdfeuer sitzend, hatte ich eben noch Kufkuß, die Nationalspeise der Eingeborenen, mit ihnen geessen; römischer Schuttstaub klebte an meinem Fahrrad — und nun auf einmal dieser kategorischen Wegweiserforderung heimatlischer Klang!

Selbstverständlich hielt ich eine Viertelstunde später Einzug in der Stadt. Raum durch das Stadttor gefahren, das die braven Einwohner in sehr einfacher Weise dadurch erstellt haben, daß sie in die hohe römische Umfassungsmauer eine Breche schlugen, mußte ich aus dem Sattel springen; denn ein brauner Rabylenknirps hatte sich mit der Hand, deren wochenalte Patina einfach wildromantisch war, in die Speichen

verfangen und heulte natürlich gottschämmerlich. Das zog im Nu einen Schwarm Kameraden an, kleiner rotbefeetzter Türklein und maifäsebrauner Araberbengel, die mich umschwirrten und umsumsten wie die Bremsen. In solcher Begleitung mußte ich wohl oder übel den Rundgang durch den Ort aufnehmen. Ob man den Eingeborenen, den jungen wie den alten, ein Badeschisch, das sie mit den sonderbarsten Begründungen fordern, gibt oder nicht, ob man gegen den Ansturm tobt oder sich resigniert in sein Schicksal ergibt, die Wirkung ist immer die nämliche: der Mädenschwarm läßt sich nicht verscheuchen.

Das afrikanische Zürich hielt, was sein merkwürdiges Stadttor versprach: die ganze Ortschaft ist unmittelbar auf die Trümmer einer ausgedehnten römischen Villenanlage aufgebaut. Die Spuren wenigstens einigermaßen zu verwischen, gab man sich keine Mühe; aus allen Fugen der Häuserfodelquellen die römischen Ziegel hervor. Mit schöner Selbstverständlichkeit hat mancher Gartenbesitzer antike Marmor Säulen zu Zaunpfosten zugestutzt, die bemalten Glasuren, die seine Schaufel dem wehrlosen Boden entriß, zerstückelt und die Beete damit eingefast. Que voulez-vous? Der Lebende hat recht. Das ist nun einmal so die französische Pietät, die mit größerem Recht nirgends berücksichtigt ist als in Algerien.

Zusolge dieser maßlosen Zerstörungswut der französischen